



Ein kleiner Roman.

Vom Ernst Hoferichter.

Er hieß Klim und war Bauchredner im Kabarett „Nachtlicht“. Sie nannte sich Bim, sang oberbayerische Gebirgsarien und hatte im Programm ihre Nummer nach Klim.

Durch eine gemeinsame Puderquaste lernten sie sich näher kennen. Er ließ ihr Abschminktupier und sie ließ für ihn den Vorhang fallen. In der Bierstube des Restaurants feierten sie Verlobung. Das Grammophon spielte „Das Aufziehen der Wachparade“. Er zeigte ihr seine Schulzeugnisse und sie zog ihm hinter den Ohren die ersten weißen Haare aus.

Es regnete graue Schleier und war Freitag, als sie Hochzeit machten. Aus der Küche von Bims Hausfrau roch es nach Margarine — da Klim mit den Wagen ankam. Im Gang stand eine blecherne Sitzbadewanne. Kinder spielten um sie herum mit einer Klystierpritze „Feuertwehr“. Am Wagenfenster grünten Myrthenzweige. Vom Rod des Kutiflers blühten zwei talergroße Silberknöpfe herein. Klim fuhr mit seiner Schuhspitze das gewebte Muster der Fußdecke aus und dachte an den blauen Gummistempel auf seinem Heiratschein. Bims ließ sich ganz in das Schaulkeln der Kutische aufnehmen. Dabei erinnerte sie sich an den plüschernen Treppenaufgang eines Schlosses, das in einem Hintertreppenroman vorkam.

Im Ständesamt hantierte ein asthmatischer Bürodiener mit einem Inhalationsapparat. Ueber der Dampfheizung war ein Schnupfuch zum Trocknen aufgehängt.

Sie strich seinen Scheitel zurecht. Er fuhr mit der Hand am Rand seines Zylinders herum.

Die zwei Beiständer kamen angeschauft. Der Anjager vom „Nachtlicht“ und der Hotelportier.

Sie fühlten sich jogleich verpflichtet, Stimmung zu machen und trugen neue Wipe auf. Der Bürodiener pustete vor Lachreiz in ihre Hochzeitspapiere hinein.

Da trat der Ständesbeamte durch die Mitte auf. Schlecht rasiert. Auf einer Kravatte lagen Brotkrümchen. Klim schobte sich Vögel herbei, die sie aufspicken möchten.

Er band die Aktienchnur auf, als hätte er ein unfrankiertes Postpaket vor sich liegen. Die Nasenfalte bog sich zu einer gehakten Dachrinne um. Und alle belamten

plötzlich das Gefühl — verurteilt zu werden ... Atmeten befreit auf, als sie seinen amtlichen Händedruck in sich wie eine Berzehrung verspürten.

Der Anjager hielt es für geboten, eine abschließende Ansprache zu halten. Aber Klim trat ihm beruhigend auf seine Lackschuhe.

Bim küzte jetzt auf jedem Treppenabjag ihren Gemahl ins blinzelnde Gesicht. Und immer mit mehr Nachdruck. Sie hatte die weiche Vorstellung, für ewig mit einer schützenden Decke umwickelt zu sein.

Tiefere seelische Regungen kamen vor so vielem Zeremoniell gar nicht auf. Klim dachte an die verschiedenen Höhen der Trinkgelder. Bim dachte zu sehr auf ihr onduliertes Haar. Und so ging der ganze Tag hin. Die beiden Beiständer aßen um die Wette die Speisefarte auf und ab. Und als das Licht in den elektrischen Birnen zurückschlüpfte, begann ein weißes, stilles Fest.

Ihre Seelen klangen als gefüllte Gläser zusammen: „Klim-Bim...!“ Und die folgenden Tage kamen schwingende Eimer zu ihnen.

Vor dem Gasherd probierten sie an den Vormittagen ihre Szenen aus, mit denen sie am Abend zusammen vor die Rampe traten.

Das eine ergöhte und vervollkommnete sich am andern.

Der Zweifklang Klim-Bim wurde so allmählich zu einem einzigen Ton, der leicht und frei hinschwebte durch Duette, Szenen und Sletchs hindurch. Aus dem Publikum des Parletts stieg eine Ueberschwemmung von Beifall an ihr Podium herauf. Von der Galerie plätscherte ein Wollenbruch hernieder.

Da mietete sich eines Tages ein Postsekretär in ihrem Wohnungsangang ein. Bim traf jeden Morgen beim Wasserholen am Ausguß mit ihm zusammen. Er zeigte ihr seine Briefmarkensammlung. Und dies und das. Spät am Abend noch spielte er auf einer Mundharmonika.

Klim stellte den ganzen Tag über neue Couplets zusammen, reimte und ersann schmissige Refrains. Alles wollte er zur Erhaltung ihrer artistischen Einheit vollbringen. Aber so, daß er darüber ihre Seele, die er zum Klingen brachte, als nun immerdar ihm zur Seite schwingend, annahm.

Er hielt sie so ihm verbunden, daß er ihre Pflege ganz vergaß. Indes der Postsekretär jede Nacht seine Mundharmonikaklänge durch die Tapete schickte.

Und Seelen haben etwas vom Wind. So etwas Unbegreifliches, Unbegreifliches! Daß bald Bims Innerstes mit jedem Tag erwartender nach der Wand horchte und ihr Herze hin und her schlug wie ein Raminfeuer, das der Föhn vertreibt.

Klim merkte es erst an den leisen Vibrieren ihrer Stimme, die ihm bald manche Nummer gefährden mußte. Das Zusammenspiel bekam Ritze und Löcher.

Bald trugen Klim und Bim ihre Nummern wieder gesondert vor. Jedes für sich. Und sie folgte im Programm wieder nach ihm. Bis sie endlich gänzlich aneinander vorbeispielen, lebten und liebten.

Zwar hatten sie noch immer die gemeinsame Puderquaste, er gab ihr Abschminktupier und sie ließ für ihn den Vorhang fallen.

Zwischen Klim und Bim war des Postsekretärs Mundharmonikaspiel mit seiner Kleinkinderseele mit solcher Macht getreten, daß bald unter ihnen kein Wort mehr war.

In Bims Seele blühte die Kleinweltsehnsucht, die durch Schminke, Vorhang und Applaus verschüttet lag, wie ein junger pfingstlicher Garten auf. Klim war wie vor eine hohe Mauer gestellt. Er hatte immer gedacht, daß auch ihr — wie ihm der Abend mit Gardine, Schminke und Applaus das Höchste sei, das sie beide auf immer gleich stark zusammenbinden könnte. Auch er sah ein, daß die Seele etwas Wunderbares ist — als ein Spekulationsobjekt.

Und er wollte ihr das Leben ihrer letzten Kindersehnsucht erfüllen — die stille Welt, das Letzte Glück.

So trat er vor Bim hin — und sie sagten einander alle Angst. Versprachen sich alles — und tanzten eines Tages um den Postsekretär Ringelreihen...! Daß der nicht wachte wo aus noch ein. „Es sind halt Theaterleute“, jagte er vor sich hin und liebte eine neue Briefmarke in sein Album ein.

Aber Klim und Bim waren bald nie mehr auf einem Podium zu sehen. Er fand eine Stellung als Buchhalter in einem

Leihhaus. Addierte von früh bis nachts Pfandgelder für silberne Ankerremontuhr-uhren, Knabenanzüge und Firmungstaler. Und nicht lange dauerte es, da färbte ihm ihr weißes Hochzeitskleid mit der Bürotinte ihres Mannes rosarot.

Und doch! Dann und wann, wenn Klim vom Amte heimkam, spielten sie vor dem Gasheerd eine ihrer Szenen vom „Nachlicht“ her... Leise wie Gläserklang, sang es wieder durch den warmen Raum hin „Klim-Vim...“

König Langohr.

Bei der Königswahl, wie sich versteht, hatten die Eitel die Majorität und es wurde ein Eitel zum König gewählt... Der ließ vor seines Thrones Stufen Die malkotenten Eitel rufen Und hat die folgende Rede gehalten: Hochmögende Eitel, ihr jungen und alten! Ihr glaubt, daß ich ein Eitel sei Wie ihr, ihr irrt euch, ich bin ein Teu... Hier rülpfte der König, doch unterbrach er Nicht lange die Rede, und weiter sprach er: Ihr seht, ich kenne euch! Ungehalten, Ganz allerhöchste ungehalten bin ich, Daß ihr so schamlos widersinnig Berunglimpft habt mein Regiment. Auf eurem Eitelstandpunkt könnt Ihr nicht die großen Löwenideen Von meiner Politik verstehen. Nehmt euch in acht! In meinem Reiche Wächst manche Duche und manche Eiche, Vorans man die schönsten Galgen zimmert, Auch gute Stöcke. Ich rat euch, kümmerst Euch nicht ob meines Schalten und Walken! Ich rat euch, ganz das Maul zu halten... Wird einer gar von Aufruhr schwanen Und Straße entpflastern zur Barrikade, Ich lasse ihn henken ohne Gnade! Das hab ich euch Eitel einschärzen wollen! Jetzt könnt ihr euch nach Hause trollen.

Heinrich Heine.

Beimliches Gespräch.

Von Otto N. Gervais.

Eglantine schlürfte nervös ihren Eis-Kaffee. Egon sog bleich und verflört an seiner Zigarette. Unheimliches Schweigen. Die Kapelle spielte Schuberts lustige Tänze.

„Du gibst also zu, Egon, mit jener Dame in Schwarz seit längerer Zeit bekannt zu sein?“

„Ja, Eglantine, aber du wolltest doch nicht mehr fragen.“

„Gewiß, weil du versprachst, sie nicht wiederzusehen.“

Fieber der Eifersucht braunten in Eglantine. Deshalb lächelte sie, piffte einige Takte des Scherzos mit und grüßte liebenswürdig und gnädig einen ihr gleichgültigen Bekannten, der im Café an ihnen vorüberstritt. Egon fühlte sich unbehaglich, versuchte ein Gespräch über nebensächliche Dinge anzufangen.

Wieder das Schweigen, auf dem das Tier des Mißtrauens brütete. Und als jetzt die Kapelle Strawinskis reizende Rhythmen intonierte, konnte Eglantine nicht länger widerstehen:

„Ich frage ja nur, Egon, um beruhigt zu sein. Ich will dich nicht quälen...“

Ihre Mundwinkel zuckten. Sie wurde weich. Es blühten Erinnerungen in ihr auf. Warum sollte sie sich fremd stellen, da sie ihn seit frühester Kindheit kannte.

„Ich vertraue dir ja, Lieber, aber du wirst doch verstehen, daß mich die Frau interessiert, die dir außer mir gefiel.“

Der Mann an ihrer Seite schwieg. So versuchte sie einen leichteren Unterton anzuschlagen, ihrer Stimme den tragischen Untergrund zu nehmen:

„Hörst du, Junge! — Du!“ — Sie rüttelte zärtlich an seinem Arm und fragte schelmisch lächelnd:

„Ist sie schön? Schöner als ich?“

„Ich weiß es nicht, wirklich nicht; ich habe sie mir daraufhin bestimmt niemals angesehen.“

„Wie heißt sie denn mit Vornamen?“ — „Camilla. — Ja, nur Camilla...“ —

„Oh“, sagte Eglantine, „dann kann ich mir vorstellen, wie sie aussieht. Dunkel, — im Gegensatz zu meinem Blond —, sie wird ihrer Natur nach herbe, ihrem Charakter nach spröde sein. Auch wieder im Gegensatz zu mir, der leicht Betörten. Aus ihrem bleichen Teint leuchten schwarze Römerinnen-Augen. Wie auf dem Gemälde von Gessford, bei dem du neulich behauptetest, solch eine Ähnlichkeit könntest du nicht lieben. Und nun? Und nun mein Lieber?! Ich verstehe dich nicht...“ —

„Du versprachst nicht mehr zu fragen, Eglantine.“

Diese aber lehnte erschöpft in den Polstern

des Sessels; die Erregung hotte Blüten in ihre hübschen Wangen getrieben; sie schaute leise; ganz leise nur, richtete sich aber schon wieder auf:

„Sag' mal, fällt es dir schwer, sie zu meiden, sie nie mehr zu treffen, sie ganz zu entbehren?“

„Ich weiß es noch nicht. Vielleicht werde ich ihren traurigen Blick vermissen, vielleicht den italienischen Duft ihrer Seide, vielleicht nur ihre immer müden Worte. Noch weiß ich es ja nicht.“

„Du wirst mich für kleinlich halten, Egon, aber ich habe dich nicht gezwungen, zu mir zurückzukehren; du hast dich für mich entschieden, nur für mich. Und außerdem mag ich auch solche Teilungen nicht. Ich leide darunter. — Weißt sie eigentlich von mir?“

„Sie liebt mich nicht fählen, daß sie es weiß.“

Das überwand Eglantine nicht. So, diese andere hatte niemals nach ihr gefragt, während sie jede Einzelheit von ihr wissen wollte. Oh, welche Verachtung brüdete sich in dieser Ignoranz aus! Eglantine spürte keine Eifersucht mehr, keine Liebe, keinen Haß, selbst der treulose Mensch an ihrer Seite wurde ihr gleichgültig. Nur dies eine schmettete sie nieder: sie hat niemals nach mir gefragt!

Da weinte Eglantine, laut und lange.

„Die Geherin.“

Von Gaston Verhs.

Frau Spiesam hatte jochen einen Brief erhalten, der mit „Jemand, der es gut mit Ihnen meint“, unterzeichnet war. Die Handschrift war sorgfältig verstellt, und in dem Schreiben benachrichtigte man sie, daß die Treue ihres Gatten nicht gerade mustergerügt war. Zuerst geriet sie in eine recht wohlverständliche Aufregung, aber dann bedachte sie, daß Herr Spiesam stets pünktlich nach Hause kam, 17 Minuten, nachdem er das Amt verlassen hatte, und daß er ihr fast bis auf den letzten Heller sein Gehalt als Bürovorsteher im Statistischen Amt auf den Tisch legte.

Ein so pünktlicher und methodischer Mann hatte weder die Zeit, auf Abenteuer auszugehen, noch konnte er ihnen Geschmaß abgewinnen. Dieses Schreibreiben konnte also nur das Werk einer mißgünstigen Reiderin oder eines gekündigten Mädchens sein. Sie zeigte es ihrer besten Freundin, Frau Bred, die zufälligerweise die Verfasserin war.

Kollege des Herrn Spiesam, war Bred nicht zum Bürovorsteher ernannt worden, wie seine Frau es erwartet hatte. Während Herr Spiesam ernst und zielbewußt vorwärts strebte, lebte der andere sorglos in den Tag hinein. Während der eine grundsätzlich nie ins Café ging, konnte man den anderen dort jeden Tag bis in die Nacht hinein antreffen.

Frau Bred gehörte zu denen, die das Glück der anderen wie eine persönliche Beledigung empfinden. Warum besah Frau Spiesam einen geketzten Gatten, der obendrein Bürovorsteher war, während der ihre ein Schwächer in untergeordneter Stellung war? Und warum konnte jene sich ein Mädchen leisten, während sie selber nur eine Aufwartefrau hatte? Um sie dafür zu strafen, hatte Frau Bred ihren vergifteten Pfeil in Gestalt eines Briefes abgeschossen.

„Man darf dieser Art Anzeigen nicht allzubiel Bedeutung beimessen“, meinte Frau Bred, nachdem sie das perfide Schreiben beschnuppert und herumgedreht hatte. „Indes können diese Behauptungen doch nicht ganz aus dem Karmel geschüttelt sein...“

„Wirklich? Sie glauben also, daß mein Mann...“

„Ich glaube gar nichts, treue Freundin. Im Gegenteil, ich bin überzeugt, daß Ihr Gatte auferstanden ist, seine Pflichten zu vergessen. Aber vielleicht treibt da irgendein falsches Geschöpf sein Ränkespiel mit ihm. Seitdem man Stenotypistinnen im Amt angestellt hat, ist mein Schlaf getrübt.“

„Ich kann doch nicht gut hingehen und ihn im Amte überwachen.“

„Augensteinklich. Aber da fällt mir gerade ein: ich kenne eine Geherin von nicht gewöhnlicher Begabung. Sie hat mehreren meiner Freundinnen wunderbare Dinge enthüllt. Sie brauchen ihr nur eine Haarsträhne Ihres Mannes zuzuschicken. Sie würde sie steben Stunden bei sich tragen und Ihnen dann unumwunden mitteilen, was er treibt.“

Von Angst und Neugierde gepeinigt, schnitt Frau Spiesam ihrem Gatten, während er schlief, eine Locke von seinen schwarzen Haaren ab. Sie übergab sie Frau Bred, und diese setzte sie durch eine Strähne kastanienbrauner Haare, die von ihrem eigenen Gatten herrührten und die sie dann von Eulalia, ihrer Aufwartefrau, der Frau von Chaldäa, Pythia ihres Zeichens, überbringen ließ.

Und die heimtückische Frau Bred rieb sich die Hände, als sie daran dachte, was für ein Gesicht Frau Spiesam ziehen würde, wenn ihr die Sybille im prophetischen Schlaf verkünden würde (wie sie es bei ihr selbst getan hatte), daß der Besitzer dieser Haare ein schlechtes Subjekt war, daß er nur allzu gern ins Weinglas gukte und ein lieberliches Leben führte.

Als Frau Spiesam zitternd ins Allerheiligste trat, konnte Frau Bred nur schwer ein triumphierendes Lächeln verbergen. Aber gleich die ersten Worte der Frau von Chaldäa verlegten sie in maßloses Stammen.

„Derjenige, dem dies gehört“, sagte sie, eine sich kräuselnde Locke zwischen den Händen hin- und herdrehend, „ist ein Wunder von Treue. Es ist sogar selten, daß man bei dem Menschengeflecht ein so treues Herz findet,

und der Pudel allein kann als Sinnbild so unwandelbarer Standhaftigkeit gelten. Ja, der in Frage Stehende ist eine anhängliche, aufrichtige und gerade Natur. Er würde unter Lebensgefahr auf einen zehnmal stärkeren Feind losgehen, wenn dieser das Liebste, was er hat, bedrohte. Er raucht nicht, trinkt nur Wasser, besitzt jedoch einen erstaunlichen Appetit. So bereitet es ihm geradezu ein wollüstiges Vergnügen, einen Knochen abzunagen. Auf Zucker ist er ganz verlesen. Für ein kleines Stückchen Kandis wäre er imstande, jedwede Tollheit zu begehen. In seinem Wesen stets gleich bleibend, ist er doch immer zu Scherzen aufgelegt und äußert seine Freude durch Schreie und Luftsprünge. Alles in allem kann man unbegrenztes Vertrauen zu ihm haben."

Entzückt erkannte Frau Spiesam, daß viel Wahrheit in dieser Schilderung war. Ihr Mann trank nur Wasser mit einem Schuß Wein drin und rauchte nicht. Er liebte einen guten Tisch und knabberte gern an den Kno-

chen, wobei er am Fuhrn das Gerippe und beim Hasen den Kopf vorzog. Aber obwohl ihm auch der Nachtschmecke, hätte er doch für ein Stück Zucker keine Tollheiten begangen; höchstens nahm er eines zu seinem Kamillentee. Und es war selten, daß er Luftsprünge vollführte. . . Von diesen Einzelheiten abgesehen, war alles genau, und Frau von Chaldäa entpuppte sich wirklich als eine hervorragende Seherin.

Aber die beiden Frauen hätten die telepathische Begabung der Frau von Chaldäa noch viel mehr bewundert, hätten sie die Wahrheit gekannt.

Zerstreut, wie sie war, hatte Eulasia unterwegs die Haarsträhne verloren. Aber sie hatte sich zu helfen gewußt. Da sie gerade Babelas, den schwarzen Pudel ihrer Herrin, mit sich führte, hatte sie diesem kurzerhand ein Büschel Haare von der Stirn abgeschnitten, diese der Seherin überreicht und so das verblüffende Drafel der Sybille heraufbeschworen.

Ein Möbel aus Tromsö.

Von Dr. Jörgen Hanjen.

Nordlandsfahrt — Wikingsfahrt nach Thule — Jugendtraum! — Das Land der hellen Nächte und der Mitternachtsonne, das Land der Fjorde und Fjelde: Norwegen! Ueber dieses Land hat Dr. Jörgen Hanjen, Professor an der Pädagogischen Akademie in Kiel, ein Buch „Im Lande der hellen Nächte“ (Band 47 der Sammlung „Reisen und Abenteuer“) geschrieben, das den vielen Besuchern der Fjorde und Fjelde eine tiefere Auffassung der Wesenheit fremder Landschaften und eine mehr künstlerische Betrachtung der Gesamtheit aller Erscheinungen eines fremden Landes vermitteln will. Wir entnehmen dem anschaulich geschriebenen Büchlein mit Genehmigung des Verlags F. A. Brockhaus in Leipzig einen Abschnitt.

Tromsö ist von einem gewaltigen Gebirgs-panorama umgeben. Von der Hauptstraße aus, die nach dem Süden verläuft, schaut man nach beiden Seiten auf riesige Gebirgsketten, die mit Schnee bedeckt sind. Ganz in der Nähe von meinem Gasthaus lag ein Café; dort trank ich morgens meinen Kaffee. Auch in Tromsö gab es keinen Alkohol. Die Menschen, die dort zum Frühstück kamen, tranken Kaffee und aßen dazu einige belegte Butterbrote, die, wie überall in Norwegen, auf dem Büfett bereitstanden. Ich habe den Eindruck gehabt, daß die Bewohner von Tromsö es verstehen, das Leben von der freundlichen Seite zu nehmen. Die Straßen waren immer sehr belebt, besonders die Hauptstraße. Dieser Verkehr nahm am Abend beträchtlich zu. Der Verkehr hörte in der Nacht kaum auf. Es wollte überhaupt nicht Nacht werden. Wenn ich gegen 2 Uhr zu Bett ging, war es noch so hell, daß man meinen konnte, es wäre erst der Anfang des Abends. Erst gegen Morgen hörte das lebhafteste Hin und Her auf der Straße allmählich auf. Die Tromsöder nennen ihre kleine Stadt „das nordische Paradies“. Ein kleines Körnchen Berechtigung steckt sicher darin. Sie sind in der Tat für Norweger auffallend lebendig und frohgemut, wenn auch sonst in ihrem ganzen Wesen eine gewisse Melancholie das Charakteristische bleibt. Auf meinen Wanderungen hatte ich auch meine Reisegefährtin, die aus

Tromsö stammte, wieder getroffen, und sie wurde nun meine Führerin, die mich mit der Stadt und dem eigentümlichen Leben derselben bekannt machte. Sonderbar diese nordischen Mädchen mit ihrem schwermütigen Blick und ihrem ernsten Sinnen, sonderbar auch ihre Gedankenwelt und fremdartig ihre Sprache und ihr Wesen — fast unergründlich. An einem märchenhaft hellen Abend führte sie mich aus der Stadt hinaus auf die Höhe, die sich nach dem Osten erstreckt. Durch die üppigen Gärten wanderten wir an den vielen Willen vorbei bis zu dem Kirchhof hinauf. Es war schon empfindlich kalt geworden. Der Mond stand hoch am Himmel, und die Sterne leuchteten hell am Firmament — eine eigentümlich klare und eifige Luft. „Ja“, sagte sie, „es wird bald Winter. Wissen Sie, der Sommer ist vorbei, der Tag ist vergangen, jetzt kommt für uns die lange, lange Nacht.“ Sie sagte es in einer solch schwermütigen Art, daß ich sie bat, mir zu erzählen, mit welchen Empfindungen sie eigentlich diese lange Winterzeit ertrüge. Diese Zeit, in der die Sonne nicht mehr scheint, da es keinen Tag und keine Nacht gibt, ist für uns schwer verständlich. Derjenige, der es nicht erlebt hat, vermag es kaum zu fassen. Diese ewig dämmerigen Tage und diese langen dunklen Nächte. — Sie hatte mich inzwischen auf den Kirchhof geführt, und schließlich standen wir vor einem einsamen Grabe, auf dem eine Bank stand. „Hier liegt meine Mutter begraben“, sagte sie leise, und es klang wie ein unterdrücktes Sehen. Wir setzten uns auf die Bank, und sie erzählte mir von ihrem Leben hier oben im Norden. „Ja“, so begann sie, „jetzt Mitte Dezember geht die Sonne von uns, und dann wird es Nacht. Richtig hell wird es nicht mehr. Nur um die Mittagszeit ist es vielleicht drei Stunden so hell, daß man am Fenster die Zeitung lesen kann. Der Verkehr geht trotzdem ruhig seinen Weg, immer brennen die Lampen. Wir sitzen des Abends an unserem Kamin und sprechen von alten Zeiten. Wenn dann vom Norden her der Sturmwind über uns braust und wie ein harter und heiserer Laut aus der Ferne klingt, rücken wir enger um das knisternde Feuer zusammen. Dann denken wir, während draußen über Gärten und Gassen allmählich die kalte Nacht ihren düsteren Mantel ausbreitet, an seltsame Geschichten, die wir noch aus unserer Kinderzeit kennen. Sie erzählen von unseren Vätern. Sie kommen aus fernen Ländern;

sie berichten von den Wikingern und von ihren roten Drachenschiffen und ihren abenteuerlichen Fahrten. Manchmal klingt in uns ein heller Klang mit, und wir merken, wie unsere Herzen schneller schlagen und unsere junge Brust sich in Sehnsucht weitet. — Drei lange, endlos lange Monate — eine düstere vom Tob umflüsterter Zeit. Alles ist so kalt und so kalt, alles ist gestorben, mit Schnee bedeckt, und darüber braust der eifige Nordwind.“ Sie hielt einen Augenblick inne, und ihr Blick schaute verloren in die Ferne. „Da haben Sie es schon schöner unten im fernen Süden, wo Sie die Sonne nicht verläßt. Aber auch diese Zeit hat ein Ende, und dann erleben wir den neuen Tag, wenn die Sonne wieder kommt, mit einer ganz andern inneren Freude, als Sie es ergründen können. Denken Sie, auf einmal erwache ich am Morgen, und mein ganzes Zimmer glüht in einem goldenen Licht. Ueber meinen Fenstern weitet sich ein klarer blauer Frühlingshimmel. Sie können sich denken, wie unser Herz dann jubelt; sie ist wieder da, unsere Sonne. Es ist ein ganz unennbares Gefühl, wieder ihre warmen Strahlen zu empfinden. Wie war sie so klar, so wohlzig warm, unendlich beglückend in ihrem so goldenen Schimmer; nie sah ich den Himmel so hell und die wandernden Wolken so weiß; nie sah ich den Fjord so heiter und die Kiefer so lebensfroh. Und nun kommen sie, die hellen, herrlichen Sommertage mit ihrem weiten, wolkenfernen Himmel. Bald kommt auch der Frühlingswind und rüttelt gelinde an den Bäumen, und sie erwachen zu neuem knospenden Leben. Es ist ein Treiben und Drängen unter Menschen und Tieren, ein unendliches Frohlocken in der Natur. Die Nacht ist vorbei, die Pein ist dahin. Wir schauen nur nach dem Süden in die Ferne, als erwarteten wir von dort das Glück. Es ist nichts anderes, als wenn ein lieber, guter Freund von uns gegangen ist, der nach langen, langen Jahren wieder zu uns zurückkommt und nun von uns, die wir mit Sehnsucht seiner immer gedacht haben, mit glühendem Herzen umarmt wird. Ja, dann sind wir wieder froh. Unsere Brust dehnt sich wieder, und unsere Augen werden blank. Wir eilen hinaus auf unsere Berge, als müßten wir alles, was wir um uns herum sehen, von neuem grünen, den Fjord und die Bäume und die weißen Fjelde, und unser Herz erbebt und erzittert im Gefühle der Heimatliebe. — Tiefe Liebe zu unserer „bleichen“ und schwermütigen nordischen Heimat. Es kann schon sein, daß uns die Tränen unbewußt kommen. Erschüttert und innerlich aufs tiefste erregt, können wir kaum ein Schluchzen unterdrücken, während in unserer Brust die Freude flammend loht. Wir weiten unseren Blick und breiten unsere Arme aus und grüßen sie wieder, unsere unvergeßliche, wieder auferstandene Heimat.“ Sie hatte ihre Worte so seltsam feierlich geformt, daß ich sie immer anschauen mußte, und als sie von ihrer Heimat sprach, da brach ein solch verklärtes Leuchten aus ihren Augen, daß ich fast erschütterter war. Jetzt verstand ich, daß sie, wie sie mir oft erzählt hatte, ihre Heimat nie vergessen könnte, nie vergessen würde.

Wir haben noch lange gesehnt, über dieses und jenes gesprochen, und es wollte nicht Nacht werden, trotzdem Mitternacht vorbei war. Diese seltsame Stimmung, die uns umfing, hatte wohl nicht zuletzt ihren Grund in dem eigentümlichen Zauber dieser hellen Nächte. Es war, als wenn dieses dämmerige Licht uns in seinen Bann zöge, uns all das Irdische vergessen ließe, um die Gedanken hinzulenken in weite erdferne Gefilde, in jene Sphären, wo nur Gedanken wohnen, wo die Erinnerungen schlummern und die Hoffnungen wachsen.

Nietwieslied eines meeblierten Herrn.

Du, meine Häddwich im Droome
war ich bei dir diese Nacht.
Blählich, da raschlich im Boome,
dadrvon bin ich erwast.

Sah, wie dr Mond in de Gammer
sehnsüchtig neinschien bei mich.
Da schland ich uff un voll Jammer
schrieb ich viel Bärche an dich.

Wünschte drin in dän Romanzen,
daß de recht siehe medstst ruhn.
Un uff mein Bette de Wangen
hatten nu niisch: mähr zu tun.

Gene Voigt.

Ungeheuer des Meeres.

Ein riesenhafte Schwimmtier.

Unsere gesamten Kenntnisse von der Tier- und Pflanzenwelt vergangener Erdperioden beruhen auf den wenigen durch einen glücklichen Zufall erhaltenen Ueberresten, die wir als Versteinerungen, als Einschlüsse in Bernstein (dem erstarrten Harz urweltlicher Nadelhölzer) usw. finden. Um so mehr ist es zu bewundern, daß es der Wissenschaft in hohem Maße gelungen ist, den Problemen der Entwicklungs-geschichte der Pflanzen und Tiere nahe zu kommen. Die Entwicklungs-geschichte behauptet, daß alle Tiere — und entsprechend auch alle Pflanzen — untereinander verwandt sind, daß sich also eine einheitliche oder doch wenigstens geordnete Entwicklung sämtlicher lebenden Organismen von den niedrigsten einzelligen Wesen bis zu den höchsten Wirbeltieren aufstellen läßt. Allerdings ist es heute fraglich, ob wirklich nur eine einheitliche Reihe existiert, oder ob nicht mehrere voneinander unabhängige Entwicklungsreihen nebeneinander verlaufen.

Wie dem auch sei; nur eine Bereicherung unserer Kenntnisse durch vorweltliche Funde kann uns über die Probleme unserer Entwicklung Auskunft geben. So ist es für die Forschung außerordentlich wertvoll, daß endlich ein völlig erhaltenes Skelett des Riesensauriers *Septopterygius* — eines vorweltlichen Kriech-tieres — in den Schieferbrüchen von Holzmaden in Württemberg gefunden worden ist. Dieses Exemplar hatte eine Länge von 8 Metern, seine Vorderflosse hat eine solche von dreiviertel Meter. Bis dahin hatte man nur zwei Skelette von 5 bis 7 Meter Länge gefunden, die beide schlecht erhalten waren. Die großen Vorder- und Hinterflossen dienten dem Tiere, das — wie die Zähne zur Genüge beweisen — ein äußerst gefährliches Raubtier des Meeres war, als Steuer und Balancier-apparate, während der große Schwanz in der Art eines Propellers gebraucht wurde. Eine Vorstellung von der Schwierigkeit, mit der sich solche Funde bergen lassen, gibt die Tatsache, daß der Kopf des Riesensauriers bereits vor zwanzig Jahren gefunden worden ist; doch jetzt erst hat man bei dem Abbau der Holzmadener Schieferbrüche auch das übrige Skelett zutage fördern können.

Erlauchtes aus dem Tierreich.

Von Albert Reimide.

„Es ist zum Verzweifeln“, stöhnte die Schnecke, als sie wieder vor einem Maulwurfs-hügel angelangt war. „Welche Rücksichtslosigkeit, einem überall diese Hindernisse in den Weg zu legen, wo man schon so nicht vom Fleck kommt.“

„Nur keine Aufregung, das schadet der Gesundheit“, sagte der Maulwurf. „Hügel sind eine Zierde der Landschaft!“

Ein Rabe brachte einen Brillantring mit in sein Nest. „Welch herrliches Kleinod“ riefen die Jungen. „Wo hast du nur diesen Ring gefunden?“

„Wo denkt ihr hin“, belehrte sie die Alte. „Ich habe ihn nicht gefunden. Ich sah ihn durch ein offenes Fenster auf dem Tische in einer Wohnung liegen. Welche Unbesonnenheit von den Menschen, dachte ich mir. Wie leicht könnte der Ring gestohlen werden, gibt es doch sogar Fassadenkletterer. Aus diesem Grunde nahm ich das Kleinod und brachte es in Sicherheit.“

Eine Fliege geriet in das Netz einer Spinne. „Wie kannst du dich vermaßen, mich in meiner Ruhe zu stören!“ rief die Spinne.

„Entschuldige, liebe Spinne, ich verirrete mich“, stammelte die Fliege.

„Dummheit ist immer am dreifachsten!“ schalt die Spinne weiter und stürzte sich beutegierig auf die Fliege.

„Ich will es in Zukunft gewiß nicht wieder tun!“ belehrte die Fliege und suchte sich vergebens zu befreien.

„Das kann ich mir denken“, grinste die Spinne. „Reue ist Einsicht, die leider zu spät kommt!“

„Schuld an allem trägt dein hauchfeines Netz, das ich nicht gewahrte jammerte die Fliege. „Warum spinnst du es?“

„Ich würde es gern unterlassen, wenn man mir die nötige Anzahl Fliegen liefern würde“, versicherte die Spinne.

Weiteres.

Der Schauspieler Rag Ballenberg fragte einen bekannten Berliner Rechtsanwalt nach seiner Meinung über einen Prozeß, der die Öffentlichkeit gerade sehr beschäftigt. „Meine Meinung?“ jagte der Rechtsvertreter. „Aber gewöhnlich werde ich für das bezahlt, was ich weiß...“ Ballenberg kramte in seinen Portemonnaie. Bog ein Fünzigpfennigstück hervor. Gab es den Rechtsanwalt und jagte: „Hier, Sie kleiner Jurisprudenzler, sind fünfzig Pfennig. Sagen Sie mir alles, was Sie wissen, und geben Sie mir das andere heraus!...“

Italiener in Texas. „Antonio, was machst du?“ — „Ich klopf Steine.“ — „Warum Steine?“ — „Um Geld zu machen.“ — „Warum Geld?“ — „Um Spaghetti zu kaufen.“ — „Warum Spaghetti?“ — „Um zu essen — und Musteln zu kriegen.“ — „Warum Musteln?“ — „Um Steine zu klopfen.“

Das Handtuch. Ein Reisender bekommt in einer kleinen Pension ein Zimmer. Von der Bahn gekommen, will er sich die Hände waschen, findet aber kein Handtuch vor. Er ruft die Wirtin, und diese erklärt: „Bei uns ist das nicht üblich. Wenn wir uns die Hände gewaschen haben, halten wir sie so lange zum Fenster hinaus, bis sie trocken sind, um Wäsche zu sparen.“ Darauf der Reisende: „Siehe Frau, ein Glid, daß ich kein Sieghad genommen habe.“

Humor. Nach dem Tode des Papstes Clemens XI. sprachen die beiden Kardinal-eolomei und Scotti miteinander über die bevorstehende Papstwahl. „Welcher von allen Kardinalen wird wohl den päpstlichen Stuhl besteigen?“ fragte Eolomei. — „Wenn der heilige Geist ihn erkennt“, antwortete Scotti, „ist es unstrittig der Frömmste und Gerechteste, wählen ihn die Kardinalen, so ist es der Listigste

und Staatsklügste, mischt sich aber der Teufel darein, so kann es niemand werden, als Eure Eminenz oder ich.“

Die Wette. „Wo ist dein Bruder?“ — Er liegt im Bette.“ — „Was fehlt ihm denn?“ — „Nichts. Wir haben nur gewettet, wer sich am weitesten zum Fenster hinausschleichen kann — und er hat die Wette gewonnen!“

Schach-Ecke.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Scharach Wenzel, Wisterschau bei Tepitz-Schönan.

Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

43. Fortsetzung.

Figuren-gegeneinander.

Dame gegen Turm. Die Dame gewinnt, doch ist das richtige Verfahren nicht leicht. Man bringt seinen König heran, zwingt den Turm, den eigenen König zu verlassen, worauf er durch Schachgebote erobert wird. Dieses Endspiel kommt in der Praxis doch vor.

Bild 74.



1. Kb2 Td4 (oder f2+) 2. Kc3 Te4 (oder g4, auf Td4! folgt Dh8+!) 3. Kd8 Td4+ (die beste Verteidigung ist, den Turm beim König zu halten) 4. Ke3 Td5! 5. Dh2+ Kf5 6. Df4+ Kg5 7. Ke4 Tg5 8. Dd6+ Kh5 (oder g7) 9. De6, Schwarz hat bereits eine ungünstige Bandstellung. Darum ist es besser auf 6. Df4+ Ke6! 7. Ke4 Td6 8. Df5+ Ke7 9. Ke5 Td7! (oder Td1!) 10. Dg5+ Kf8! 11. Df4+ Ke7! 12. Dh4+ Kf8 13. Dh4+ und gewinnt im nächsten Zuge den Turm). 10. Df6+ Ke8. Eine wichtige Stellung! Weiß darf nicht gleich Ke6 spielen wegen Td6+ Kd6: Schwarz ist patt! Siehe Bild 75.

Bild 75.

Nach dem 11. Zuge von Schwarz



Die richtige Spielweise ist 11. Dh8+ Kf7! (nach Ke7 geschieht sofort 12. De8!) 12. Dh7+ Ke8 13. Dg8+ Ke7 14. De8!

Jetzt muß der Turm seinen König verlassen. Weiß gewinnt in allen Fällen: A. 14... Td8 15. De6+ Kf8 16. Kf6 usw. B. 14... Ta7 (oder d6) 15. De5+ usw. C. 14... Td3 15. De6+ Kd8! 16. Dg8+ usw. D. 14... Td2! 15. De5+ Kd7! 16. Dh5+ Ke8! 17. Ke6! Te2 (Td8 Ke7!) 18. Kd6! Th2! (oder Te7 Da5!, oder Td2+ Ke6 Te2+ Kb6!) 19. De8+ Kb7 20. De4+ Kb6 (Kb8 Df4!) 21. Df4! Th5! (sonst Turmverlust, zum Beispiel Tg2 Db4+ K- Da4+) 22. De3+ Ka5! 23. Ke6 (droht Matt Da3)/Kb4 oder a4 24. De4+ Ka5 25. De1+! und gewinnt den Turm. Das Spiel ist ungemein schwierig, aber fesselnd.

Gegen zwei Türme macht die Dame gewöhnlich das Spiel unentschieden. In besonderen Fällen gewinnt sie, aber zwei einander deckende (verbundene Türme) sind eher erfolgreich.

Auch das Spiel Dame gegen Turm und eine leichte Figur bleibt, besondere Stellungen ausgenommen, remis.

Fortsetzung folgt.